

Matthias Marschik

Die Suche nach San Borondón – über einige Bedingungen und Folgen von “Forschung”

Wer sich heute mit den Problemen und Fragestellungen der Altkanaren-Forschung auseinandersetzt, der hat es prinzipiell mit vier voneinander getrennten Bereichen zu tun: Er sieht sich erstens mit den zeitgenössischen Berichten der spanischen, venetianischen oder portugiesischen Eroberer und Seefahrer konfrontiert, die es zu lesen, einzuordnen und zu interpretieren gilt; zweitens existieren Überreste der vorspanischen Besiedlung in der Gestalt von unbelebter Materie, meist von Steinen, Knochen, Malereien oder Schriftzeichen; drittens gilt es, die aktuellen Quellen, also Forschungsberichte von Kolleginnen und Kollegen, meist aus dem XIX. oder XX. Jahrhundert, zu berücksichtigen; und schließlich existieren noch jene Mythen und Vorstellungen, die gerade für die Kanarischen Inseln sehr reichlich und widersprüchlich vorhanden sind.

Wer sich der Forschung zum Thema Alt-Kanaren widmet, wird sich wohl all dieser Möglichkeiten bedienen: Er wird die eigenen Beobachtungen und Entdeckungen mit anderen Forschungsergebnissen vergleichen und wird zeitgenössische Quellen heranziehen. Aber auch mit den kanarischen Mythen schließlich wird der Kanaren-Forscher, ob willentlich oder nicht, konfrontiert sein, auch wenn die heutige Auffassung von Wissenschaftlichkeit versucht, die Einflüsse solcher Mythen möglichst auszuschalten. Wir legen heute sehr strenge Maßstäbe an die Richtigkeit und Korrektheit unserer Arbeit an. Es ist eine sehr “moderne”, “aufklärerische” Auffassung von wissenschaftlicher Arbeit, die z.B. von einem rationalen wissenschaftlichen Denken ausgeht und auch davon, daß wir, wenn wir nur lange genug und intensiv genug forschen, der Wahrheit zumindest sehr nahe kommen. Zu fragen ist freilich, wie jene Wahrheit generiert wird, wie sie zustandekommt: Eine der wesentlichen Fragen besteht aber auch darin, ob nicht trotz aller intendierten Wissenschaftlichkeit die (kanarischen) Mythen dennoch durch die aufklärerische Oberfläche durchscheinen (Erdheim 1981, S.505).

Ein Trend der Sozialwissenschaften hat sich in den letzten Jahren auch auf andere Wissensgebiete der Geisteswissenschaften, etwa die Geschichte und die

Archäologie, ausgeweitet: Das Verständnis einer Kultur beruht wesentlich auch auf dem Versuch, alltagskulturelle Vorgänge zu rekonstruieren, und zwar in ihren spezifischen politischen und ökonomischen Konstellationen. Nicht die Vorgänge selbst können dabei allerdings in ihren Alltagsdimensionen rekonstruiert werden, lediglich die Texte, die uns solches Wissen überliefern, sind hinsichtlich ihres "rhetorischen Repertoires" (Freedman 1992, S. 613) zu befragen.

Es ist also durchaus korrekt, wenn Werner Pichler (1992, S.27) etwas ironisch feststellt, daß neuere Arbeiten über die Vorgeschichte Fuerteventuras zwar sehr oft den Begriff der "sozioökonomischen Verhältnisse" bemühen, schließlich aber doch wieder nur verschiedene Fundstätten auflisten und beschreiben, weil es ihnen eben an ethnohistorischer Literatur mangelt. Torriani wird zitiert, der lediglich von Häusern aus Trockenmauerwerk und engen Straßen berichtet, und auch Galindo fügt dem nur die Beschreibung der kleinen und engen Häusereingänge hinzu. Die übrige Literatur sei noch weniger ergiebig.

Es sind jedoch nicht die Überlieferungen aus jener Zeit zu befragen, sondern die historischen Quellen selbst sind hinsichtlich ihres Blickes auf die Umstände ihrer Entstehung und die Art und Weise ihrer Analysen zu befragen: Es gilt also, den Blick zu rekonstruieren, den die Spanier und Portugiesen auf die Alt-Kanarier richteten. Von diesen Chronisten kennen wir ihre Terminologie, mit der sie die neue Kultur beschrieben und festhielten, wir kennen ihre Gewichtungen, ihre Beschreibungsmuster, ihre Bedeutungszuschreibungen. Wir wissen, was die Eroberer für erwähnenswert halten und können daraus schließen, was sie nicht berichteten, weil es ihnen unwesentlich schien oder weil sie es nicht berichten wollten. Schon der Philosoph Michel Foucault (1977, S.18) hat darauf hingewiesen, welche Bedeutung dem eben gerade nicht Gesagten zukommt.

Wir besitzen aber nicht nur das, was die Eroberer über das eroberte Land sagten oder eben verschwiegen, wir kennen auch die Aufträge und Ziele der Eroberer und wir können die Machtstrukturen (Foucault 1976, S.114ff.) herausarbeiten, die zwischen den Auftraggebern, den Ausführenden (eben den Eroberern) und den Eroberten (eben der Urbevölkerung) herrschten, ebenso, wie wir die Verschiebungen in der Hierarchie beobachten können, wenn etwa gewisse einheimische Adelige für Verwaltungsaufgaben herangezogen wurden und unter Umständen auch mit den Töchtern der Eroberer verheiratet wurden. Wir können also ein Bild herausarbeiten, wie die Eroberer selbst die allmählichen Etablierung einer europäischen Herrschaft interpretierten und können aus den Veränderungen zumindest schließen, wie es zuvor nicht war.

Die Rekonstruktion historischer Quellen ist ein Weg zu Annäherung an die

Welt der Altkanarier im Blick der Chronisten, die Beschäftigung mit den Mythen der Zeit, jenen, die schon vor der Eroberung existierten und jenen, die durch die Eroberer geschaffen, verstärkt oder verändert wurden, ist ein weiterer Anknüpfungspunkt. Paradigmatisch seien hier einige wichtige Elemente der Geschichte von San Borondón kurz referiert. Die Insel soll ihren Namen angeblich vom Hl. Brendan haben, der nach langen Irrfahrten auf dem Meer Gott angefleht hatte, zum Ostersonntag einen Messe auf dem Festland lesen zu dürfen. Daraufhin tauchte vor dem Schiff eine Insel aus dem Meer auf, Brendan und die übrige Besatzung gingen an Land, feierten die Ostermesse, doch kaum war diese beendet, begann die Insel zu beben, Brendan und seine Matrosen kehrten eilig auf ihr Schiff zurück und konnten nur noch beobachten, wie die Insel wieder im Meer versank (Castellano Gil/Macías Martín 1993, S.163).

Die Eroberungen des XVI. Jahrhunderts brachten eine Renaissance des Mythos von San Borondón, der zum Großteil auf den Berichten Torrianis (1940: S.217-225) beruht: Torriani, der zugibt, die Insel nicht mit eigenen Augen gesehen zu haben, bezieht weder für noch gegen ihre Existenz Stellung. Er trägt lediglich die Schilderungen verschiedener Seefahrer zusammen, Erzählungen, die er teils selbst gehört hat, teils nur über dritte Personen zu Ohren bekam. Torriani berühmte Karte der Insel San Borondón (Antilia) beruht laut eigenen Angaben lediglich auf "vertrauenswürdigsten Beobachtungen" englischer und französischer Korsaren (Torriani 1940, S. 219). Jene Tatsache, daß die Karte Torriani auf Schilderungen Dritter beruht, wird heute freilich oft vergessen, was durchaus Teil des Mythos selbst geworden ist, wie auch das Faktum bedenkenswert erscheint, daß die Übersetzung dieses Werkes durch Wölfel im Jahr 1940 just in einer Zeit der fragwürdigen (Wieder-)Beschäftigung mit den Kanaren erfolgte, in einer Zeit der "Arisierung von Atlantis" (Müller/Sens 1986, S.54ff.).

Nach Torriani sollen etliche portugiesische Seefahrer die Insel etwa 350 km nordwestlich von La Palma gesichtet haben, andere gaben eine wesentlich größere Entfernung an und wieder andere meinten überhaupt, die Insel läge fast an der amerikanischen Küste. Angesichts dieser differierenden Angaben wundert es nicht, daß etliche Kapitäne die Insel nicht finden konnten. Auf der anderen Seite gibt es aus der gleichen Zeit viele Hinweise, daß die Insel als Versteck für portugiesische, englische und französische Piraten gedient habe und Torriani berichtet auch von konkreten Gerüchten, daß bereits die Karthager, Cäsar und später spanische Flüchtlinge vor den Mauren die Insel gekannt hätten. Torriani zitiert hier einen Pietro de Medina aus Sevilla, der nicht nur diese Fluchtbewegung im 8. Jahrhundert berichtet, sondern auch eine Neuentdeckung der Insel, auf der sich sieben Städte gebildet hätten, denen ein Erzbischof mit

sechs Bischöfen vorstehe. Die Inseln seien reich an Lebensmitteln wie an Reichtümern.

Die Seefahrer des 16. Jahrhunderts berichteten Torriani andere Einzelheiten: Da ist nicht nur von den starken Strömungen die Rede, die ein Landen auf der Insel verunmöglichten, manche Seefahrer behaupten auch, an Land gegangen zu sein. Die einen erzählten von langen Sandstränden, andere von einer dichten Bewaldung, die bis an das Ufer reiche. Die einen errichteten ein Holzkreuz, die anderen ergriffen angesichts von riesigen Fußabdrücken gleich das Weite. Torriani jedenfalls berichtet all diese Erzählungen ohne Wertung und war sich selbst über die Existenz der Insel nicht im Klaren, berichtet er doch von einem Freund, der “noch dieses Jahr ausgehen will, sie zu suchen” (Torriani 1940, S.225). Was Torriani durch seine Zurschaustellung einer unvoreingenommenen Haltung demonstriert, ist seine Selbstdarstellung als der Wissenschaft verpflichteter Schreiber. Bis heute jedenfalls gibt es Leute, die behaupten, von La Palma oder Teneriffa ließe sich bei günstigem Wetter die Insel erkennen. Die moderne Wissenschaft hingegen hat sich mit ihren technischen Möglichkeiten davon überzeugt, daß San Borondón nicht existiert und nie existiert habe. Doch es gibt die Insel, wenn auch nicht als reale sichtbare Erhebung, als “historische und geologische Wahrheit”, so doch als psychische Erscheinung, als “ein Überschuß, ein Luxus, jenseits der Ökonomie” (Müller 1986, S.20).

In den Geschichten von San Borondón laufen nun die Fäden zusammen: Auf der einen Seite gehört die Insel zu jenen Erscheinungen, die heute unter die Mythen der Kanarischen Inseln subsumiert werden. Zusammen mit den scheinbar stetsaktuellen Versuchen, die Kanaren als Rest des sagenumwobenen Atlantis darzustellen und mit den nach wie vor zahlreichen Rätseln um die kanarischen Urbewohner gehören auch die Geschichten von San Borondón zu den mythischen Erzählungen und fiktionalen “Überschüssen”, die sich gerade rund um die Kanarischen Inseln besonders hartnäckig behaupten (Lopez Herrera 1978).

Auf der anderen Seite aber sind die Berichte über die Insel ein wichtiges Element in der Konstruktion von sozioökonomischen und vor allem soziokulturellen Bedingungen. Anhand der verschiedenen Geschichten, die über die achte Kanareninsel überliefert sind, erfahren wir zwar wenig über die Insel selbst, Vieles aber über die Vorstellungen der Eroberer jener Zeit, wenn auch diese Vorstellungen abermals gefiltert zu uns kommen, nämlich durch den Bericht Torrianis.

Wenn wir nun versuchen, in geraffter Form die Berichte über San Borondón zusammenzufassen, so gibt es zunächst einmal die Hinweise auf die starke Strömungen, von denen die Insel umgeben ist. Die Verwendung dieses Bildes

ist einsichtig, dient sie doch entweder dazu, die besondere Tüchtigkeit jener Seefahrer zu betonen, die trotz allem an Land gehen konnten, oder aber zu erklären, warum manche Schiffe trotz der Heldenhaftigkeit des Kapitäns die Insel nicht erreichten. Die Hinweise, San Borondón hätte als Unterschlupf für Piraten gedient, hat einen ebenso naheliegenden Hintergrund: Wenn sie nämlich auf einer bisher unbekanntem Insel sich verbergen konnten, ist es nicht verwunderlich, daß man ihrer so schwer habhaft werden konnte.

Zavallos, ein spanischer Pirat und zugleich als Edelmann titulierte, berichtet vom Waldreichtum der Insel und von wunderschönen Vögeln, die zahm seien und sogar mit der Hand eingefangen werden könnten. Dies war vermutlich seine Vorstellung vom Paradies. Seine baldige Abreise begründete er mit riesigen Fußspuren, die er am Strand gesehen hatte. Daß er im Gegensatz zu anderen Seefahrern nichts von anderen Schätzen der Insel berichtete, lag wohl daran, daß er sich nicht der Frage aussetzen wollte, warum er ohne Beute heimgekehrt war oder warum er nicht nochmals, besser bewaffnet, die Insel aufsuchen wollte. Einen ähnlichen Grund hatten wohl die Erzählungen von den sieben Dörfern mit den sieben Bischöfen: Wenn die Insel bereits christianisiert war, gab es keinen Grund, sie "Im Namen des Herrn" nochmals zu besuchen. Und auch die Schätze, die auf der Insel angeblich zu finden seien, wären so ja bereits in Guten Händen.

Es handelt sich also bei allen Geschichten über San Borondón um fiktive Vorstellungen, um Projektionen der Seefahrer, um Dinge, die sie nicht gesehen haben, sondern sehen wollten. Was sie aber an Berichten ablieferten, das läßt sich aus der jeweiligen Situation der Erzähler ableiten, aus ihren eigenen Erfahrungen, aus der Notwendigkeit, ihr Scheitern beim Auffinden der Insel verständlich zu machen, ohne dabei an Ruhm, Ehre oder Ansehen einzubüßen. Insofern erzählten oder phantasierten sie nicht irgendwelche Geschichten von San Borondón, sondern ganz bestimmte Geschichten, die ihnen zugute kamen. Sie verwendeten den Mythos von San Borondón zu ihrem eigenen Vorteil. Sie sahen, was sie sehen wollten, was sie aber sehen wollten, das war bestimmt von dem, was sie sehen hätten können, also von ihrer eigenen Vorstellungswelt, von ihrem Wissenshorizont. Zugleich waren sie natürlich entscheidend geprägt von den Machtstrukturen, in die sie eingebettet waren, also etwa seitens ihrer Auftraggeber oder aber durch das Bild, das Piraten jener Zeit von sich verbreiten wollten.

Hier gilt es nun, unter Übergehung von etlichen Jahrhunderten und unter Auslassung der grundsätzlichen Veränderungen des Reisens (Rösner 1990) und des (wissenschaftlichen) Umganges mit Wasser und Meer (Corbin 1990), den Bogen zur Gegenwart zu schlagen. Denn was sich an der Geschichte von San

Borondón zeigen läßt, ist nicht allein ein Kapitel aus der Historie, sondern zugleich ein wichtiger Hinweis auf den heutigen Umgang mit Mythen. Hier bietet sich ein Schlüssel zum Verständnis aktueller Forschungspraxen an, daß nämlich die Beschreibungen von kulturellen, ökonomischen und politischen Vorgängen in fremden Ländern ebenso wie die Analysemuster unbelebter Gegenstände sich in erster Linie an dem orientieren, was die Forscher und Forscherinnen an eigener Erfahrung mitbringen. Georges Devereux formulierte das aus seiner psychoanalytischen und zugleich ethnologischen Sichtweise hinsichtlich der subjektiven Einflüsse auf die Forschung: "Das größte Hindernis auf dem Weg zu einer wissenschaftlichen Erforschung des Verhaltens ist die ungenügende Berücksichtigung der emotionalen Verstrickung des Untersuchenden mit seinem Material" (1984, S.28). Was Devereux hier über die ethnologische Forschung sagt, läßt sich ohne große Einschränkungen auf andere Forschungszweige übertragen. Jede Untersuchung ist dadurch gekennzeichnet, daß Forscher die untersuchten Personen, Gegenstände, Zusammenhänge nach ihren mitgebrachten Vorstellungen sehen, einordnen, bewerten und beurteilen. Ein Unterschied in der Beurteilung belebter oder unbelebter Materie kann hier nicht gefunden werden (Devereux 1984, S.37).

Wie auch immer man eine Untersuchung anlegt, die Tatsache bleibt dennoch bestehen: Der Blickwinkel, aus dem man die Gegenstände betrachtet, verändert auch den Anblick der Dinge selbst. Die Analysen, die man anstellt, die Schlüsse, die man zieht, sind stets geprägt durch die Ansichten, die man mitbringt. Jeder wissenschaftliche Bericht enthält einen Blickwinkel, der sich von außen an die Dinge heranmacht: Jede Forschung enthüllt weit mehr über die Person und Psyche des Forschers als über den Forschungsgegenstand. Im Sinne von Devereux' psychoanalytischer Terminologie interpretiert bedeutet das, daß jede Beobachtung von unbekanntem Dingen oder Verhaltensweisen Angst und daraus folgend Abwehrreaktionen hervorruft, die dazu führen, daß der Forscher gewohnte Muster der Interpretation anwendet, um diese Angst zu mildern (1984, S.109ff.). Diese Abwehr findet sich in allen Forschungsebenen, bei der Datenerhebung, bei der Interpretation, aber auch schon vorher, bei der Auswahl der Methode. Mehr noch: Indem gewohnte Untersuchungs- und Denkmuster verwendet werden, baut jede Forschung mit an der Entstehung neuer Mythologien und Metaphern, an einer "mythischen Rede" (Zakravsky 1990, S. 42 und 52).

Hier spaltet sich nun der Denkstrang wieder auf: Auf der einen Seite läßt sich hinsichtlich der Berichte über die Alt-Kanaren aus der Zeit der Eroberung sagen, daß sie uns sehr viel über die damalige Zeit mitteilen, aber eben nur sehr wenig über die Lebensbedingungen der Urbevölkerung, dafür sehr viel über die

Chronisten selbst. Auf der anderen Seite zieht sich der Strang in die Gegenwart fort: Auch die heutigen Berichte verraten uns mehr über die Forscher, ihr Unbewußtes und die spezifische Interessenslage ihrer Forschung als über den untersuchten Gegenstand. Mit anderen Worten: Es existieren spezifische Interessen, die hinter jeder Forschung stehen: politische, ökonomische, kulturelle und individuelle Bedingungen.

Am Beispiel der Kanarischen Inseln zeigten sich solche politische Interessen natürlich besonders deutlich in der Eroberungszeit, aber auch das Franco-Regime und der Nationalsozialismus verbanden mit der Erforschung der kanarischen Urbevölkerung ganz konkrete Ziele. Es müssen aber durchaus nicht immer so eindeutige politische Absichten zutage treten: auch die Auseinandersetzungen um den "Zanata"-Stein (Nowak 1994) tragen mehr oder minder deutlich die Zeichen politischer Interessen. Darunter sind also nicht nur direkte Beeinflussungen zu verstehen, sondern auch indirekte Auswirkungen von Forschung, daß etwa das Renommee eines Landes durch Forschungserfolge oder durch den Fund eines spektakulären Objektes gesteigert werden kann. Ein weiteres Beispiel aus dem Feld der Archäologie: Als der "Piltown-Mensch", der lange Zeit als Beweis einer direkten genetischen Kette vom Affen zu Menschen galt, sich 1953 als Fälschung herausstellte, war das ein schwerer Schlag für die englische Wissenschaft, aber darüber hinaus auch für ganz England: "Diese Meldung verursachte eine Art nationaler Trauer" (Di Trocchio 1994, S. 157).

Aber nicht nur Staaten profitieren von wissenschaftlichen Entdeckungen, dies betrifft ebenso auch einzelne Regionen. Einerseits geht es um die Orte, an denen wissenschaftliche Arbeit geleistet wird, also die Standorte der Universitäten, Forschungsinstitute und -einrichtungen. Da gibt es etliche Städte, die ihr Image im Wesentlichen der Beherrschung berühmter Universitäten oder Institute verdanken, man denke etwa an die "Universitätsstadt" Heidelberg oder an Oxford und Cambridge. Wissenschaftliche Erfolge eines Landes können identitätsstiftend wirken. Auf der anderen Seite betrifft der Imagetransfer auch Gegenden, in denen Feldforschung geschieht. Als Beispiele sind hier die Auseinandersetzungen zwischen österreichischen und türkischen Forschern um die Ausgrabungen in Ephesus oder der Streit zwischen Nord- und Südtirol um den berühmten "Ötzi". Der Fundort wie der Ort, wo die wissenschaftlichen Analysen durchgeführt werden sollten, wurde hier zur regionalen und nationalen Angelegenheit.

Politische sind meist auch mit ökonomischen und kulturellen Interessen verknüpft. Wissenschaftliche Untersuchungen bzw. Erfolge wirken sich in einer gesteigerten Reputation eines Landes, einer Stadt, einer Universität oder

eines Institutes aus, das denn eben mehr Förderungsgelder erhält. Beim bereits genannten "Mensch von Piltown" war die öffentliche Empörung war so groß, daß im Parlament diskutiert wurde, "die jährlichen Zuwendungen an das Britische Museum zu kürzen, weil es die Öffentlichkeit zu lange betrogen (...) habe" (Di Trocchio 1994, S. 157). Bei Forschungserfolgen geht es um Forschungsgelder, um die Zuteilung von Posten, aber auch um politischen und gesellschaftlichen Einfluß, die auf der Basis wissenschaftlicher Reputation erlangt oder eben nicht erreicht werden können. Fundstätten auf der anderen Seite sind essentiell für das Interesse, das einem Land oder einer Region entgegengebracht wird, was sich etwa im Bereich des Fremdenverkehrs gravierend auswirkt (Marschik 1994). Was jedoch auf keinen Fall übersehen werden darf, ist die Tatsache, daß auch die Forscher und Forscherinnen mit ihrer Arbeit persönliche Interessen verbinden. Das bedeutet einerseits, daß sie gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Strukturen unterworfen sind, daß sie aber auf der anderen Seite persönliche Vorlieben hinsichtlich der Forschungsgegenstände wie -praxen entwickeln, seien diese Präferenzen nun bewußt oder unbewußt. Hier schließt sich der Kreis zur Ausgangsüberlegung, nämlich zur Frage nach dem Einfluß altkanarischer Mythen auf die aktuelle Forschung: Dieser Einfluß kommt vor allem bezüglich der individuellen Entscheidungen, Forschung zu betreiben und bezüglich der konkreten Forschungssituation zum Tragen.

Worin bestehen also nun die Einflußfaktoren altkanarischer Mythen auf die rezente Forschungspraxis? - Jeder Wissenschaftler, also jeder, der in irgendeiner Form wissenschaftliche Forschung betreibt, besitzt dafür konkrete Gründe und Auslöser, unter der Voraussetzung, daß er innerhalb von Strukturen lebt, die einen solchen Entschluß überhaupt ermöglichen. Wer sich aber erst einmal für eine wissenschaftliche Karriere (gleichgültig, ob als Beruf oder als Hobby) entschieden hat, dem stehen noch immer mannigfache Fachgebiete und Forschungszweige offen und innerhalb derer wiederum viele Möglichkeiten des Ortes und der Art, diese Tätigkeit zu betreiben. In diese Entscheidung greifen nun, unter anderem, jene mythischen Vorstellungen bewußt oder unbewußt ein. Sie beeinflussen das Wo und Wie der Forschung, aber auch entscheidend den Blick auf die Dinge.

Greifen wir das spezielle Terrain der Altkanarenforschung heraus, existieren mannigfache Einflußfaktoren für die Entscheidung, gerade dieses Gebiet auszuwählen. Exemplarisch seien hier aufgezählt:

- die Randlage der Kanarischen Inseln als äußerster Vorposten Europas, d.h. die Chance, ferne Länder unter europäischen Bedingungen zu erkunden;
- die klimatischen Bedingungen, die eine angenehme "Atmosphäre" der Forschung schaffen;

- die Verbindung der Kanaren mit dem Eindruck des “Urlaubsortes”, also die Möglichkeit, eine Verbindung des Wunsches nach Urlaub mit wissenschaftlichen Zielen vorzunehmen;
- das positive Image der Kanaren gerade in deutschsprachigen Ländern, indem diese Inseln seit der NS-Ära im deutschsprachigen Raum eine durchaus positive Konnotation besitzen.

Es ließen sich hier noch etliche Gründe anführen, die bewußt und noch viel häufiger unbewußt zum Tragen kommen. Ein Grund sei jedoch nicht an den Rand gedrängt, und das sind eben die Mythen von San Borondón und Atlantis und die ungelösten Rätsel der alt-kanarischen Ureinwohner: Wer hier forscht, betreibt nicht nur Detailstudien, sondern findet sich auch auf den Spuren von etwas “Großem”. Mythen erzeugen das Interesse, ihnen nachzugehen bzw. sie zu entziffern. Sie sind, so oder so, eine Herausforderung. Wer Kanarenforschung betreibt, sucht nicht allein nach wissenschaftlichen Ergebnissen, sondern der versucht auch, bewußt oder unbewußt, sich den damit verbundenen Mythen zu nähern. Es sind “Reisen im Kopf”, die sich zur tatsächlichen Forschungsfahrt gesellen, es sind phantastische Bilder, die sich zur stringenten Forschungsarbeit hinzufügen.

Diese Zweigleisigkeit ist allerdings etwas, daß auch in der Analyse des eigenen Umganges mit den Forschungsinhalten Niederschlag finden sollte. Es genügt nicht die ständige Hinterfragung, ob wir nach dem westeuropäisch-amerikanischen Wissenschaftskanon eine korrekte Forschungsarbeit leisten, sondern daß es zudem auch nötig ist, unsere eigenen subjektiven Beziehungen zum Forschungsgegenstand und die Wirkungen des Forschungsgegenstandes auf uns immer wieder zu hinterfragen, um unseren spezifischen Blick auf die Dinge zu reflektieren.

Eine Anmerkung zum Abschluß: Es gäbe keinen größeren Fehler, als jetzt zum Resultat zu gelangen, die Einbringung persönlicher Vorstellungen und Phantasien in die Forschung sei abzulehnen. Nicht zuletzt ist es ein Konstituens aktueller Forschungsrichtungen, etwa auch der postmodernen Wissenschaftskonzepte (Smart 1992) wie jener der sozialwissenschaftlichen “Cultural Studies” (Grossberg 1994, Fiske 1992), die eigene Verfaßtheit und Nähe zum Forschungsgegenstand als Bedingung von Forschung einzuführen, d.h. also, persönliche Naheverhältnisse zu akzeptieren und positiv anzuwenden, statt sie wie bisher weitestmöglich auszuschalten.

Vielmehr ist also eine Auseinandersetzung mit Mythen wie etwa mit jenen der Kanarischen Inseln durchaus positiv zu beurteilen als Erweiterung menschlicher Horizonte (Kamper/Sonnemann 1986) und nicht als Störfaktor moderner Erkenntnis. “Die Wirklichkeit entzieht sich uns zunehmend, und dadurch sehen

wir sie. Atlantis heißt dann: Weil man die Gegenwart nicht mehr im Griff halten kann und sie dann keinen festen Boden mehr hergibt, auf dem man sicher steht, sucht man jetzt woanders einen Punkt, wo man noch stehen kann. Der Punkt wäre gleichzeitig eine Art Startbahn in phantastische Regionen. Das muß nicht Flucht sein, und Flucht muß nichts Negatives sein. Nur wenn man sich schuldig fühlt, ist Flucht etwas Negatives" (Müller 1986, S. 20).

Literatur:

- Castellano Gil, José M.; Macías Martín, Francisco J. (1993): Die Geschichte der Kanarischen Inseln, La Laguna.
- Corbin, Alain (1990): Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste, Berlin.
- Devereux, Georges (1984): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, Frankfurt/M.
- Di Trocchio, Federico (1994): Der große Schwindel. Betrug und Fälschung in der Wissenschaft, Frankfurt/M.-New York.
- Erdheim, Mario (1981): Die Wissenschaften, das Irrationale und die Aggression. In: H.P. Duerr (Hg.): Der Wissenschaftler und das Irrationale. Erster Band: Beiträge aus Ethnologie und Anthropologie, Frankfurt/M., S. 505-517.
- Fiske, John (1989): Reading the Popular, London-New York.
- Foucault, Michel (1976): Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin, Berlin.
- Foucault, Michel (1977): Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt/M.-Berlin-Wien.
- Freedman, Carolyn (1992): Culture, Cultural Studies, and the Historians. In: L. Grossberg, C. Nelson, P. Treichler (Hg.): Cultural Studies, New York-London, S. 613-621.
- Grossberg, Lawrence (1994): Whats in a Name and where is its Future. IKUS-Lectures 17/18, Wien.
- Kamper, Dietmar; Sonnemann, Ulrich (1986) (Hg.): Atlantis zum Beispiel, Darmstadt-Neuwied.
- Lopez Herrera, Salvador (1978): Die Kanarischen Inseln. Ein geschichtlicher Überblick, Madrid.
- Marschik, Matthias (1994): Der atlantische Mythos. Über den touristischen Umgang mit Kultur am Beispiel der Kanaren. In: *Almogaren* 24./25. Jg., S. 301-310.
- Müller, Heiner (1986): ATLANTIS EXTRA. In: *Ästhetik und Kommunikation* 17. Jg, Heft 64, S. 18-22.
- Müller, Lothar; Sens, Eberhard: Einige Anmerkungen zur Legende von Atlantis.

- In: *Ästhetik und Kommunikation* 17.Jg, Heft 64, S. 41-66.
- Nowak, Herbert (1994): Der "Zanata"-Stein von Tenerife. In: *Almogaren* 24./25.Jg., S.221-230.
- Pichler, Werner (1992): Die Ureinwohner-Siedlungen der Halbinsel Jandia (Fuerteventura). In: *Almogaren* 23.Jg., S.279-311.
- Rösner, Manfred (1990): Die Übersetzbarkeit der Reise. Eine Skizze zur provisorischen Anthropologie Georg Forsters. In: M. Rösner; A. Schuh (Hg.): *Augenschein - ein Manöver reiner Vernunft. Zur Reise J.G. Forsters um die Welt*, Wien, S.11-27.
- Smart, Barry (1992): *Postmodernity*, London, New York.
- Torriani, Leonardo (1940): Die Kanarischen Inseln und ihre Urbewohner. Eine unbekannte Bilderhandschrift vom Jahre 1590. Hrsg. von D.J. Wölfel, Leipzig.
- Zakravsky, Catherina (1990): Terra incognita. Begegnungen im Treibeis. In: M. Rösner; A. Schuh (Hg.): *Augenschein - ein Manöver reiner Vernunft. Zur Reise J.G. Forsters um die Welt*, Wien, S.29-62.